

Heia Safari

Namibia – Südafrika – Botswana – Zimbabwe
(30.08. – 28.09.1996)

Am Abflugtag beendete ich mal pünktlich die Arbeit. Es war Freitag und unser Flieger der SAA (South African Airline) in den fernen Süden ging abends gegen neun. Annette, eine Freundin von Frank, war gemäß ihres namens wirklich nett und brachte uns in ihrem Wagen zum Flughafen. Kamerad "Bimbo" stieß auch noch zu uns und wir tranken noch eine Flasche Wein zusammen. Er gab uns ein paar Sachen für seine Schwester in Johannesburg mit und dann hieß es Abschied nehmen. Der "fliegende Springbock", das Wahrzeichen der Airline, erhob sich und eine vier Wochen lange Tour durch den Süden von Afrika lag vor uns, auf die wir schon ganz gespannt waren.

Die elf Stunden Flug nach Johannesburg vergingen buchstäblich im Fluge. Zwischen einer Südafrikanerin, die ihren O-Paar Aufenthalt in Eindhoven/Holland vorzeitig abgebrochen hatte, und einer deutschen Abenteuerreisenden war für Konversation gesorgt. Die Logistik im Flugzeug war auch gut und den größten Teil der Strecke wurde eh geschlafen. Wobei sich hier die Sitze allerdings als etwas unbequem erwiesen.

Nach der Ankunft in Johannesburg mussten wir erst mal Bimbo's (er wurde so genannt, da er in Südafrika geboren wurde) Schwester und Schwager finden, die in einer der Vorstädte des gigantischen Molochs wohnten und wo wir für zwei Tage Quartier beziehen wollten. Man warnte uns bereits in Deutschland davor uns in das Zentrum der Stadt zu begeben. So fragten wir an der Information nach einer direkten Verbindung zum Roosevelt Park und wurden an ein Shuttle Busunternehmen verwiesen.

Diese Minibusse waren mit Taxis vergleichbar. Wir blieben die einzigen Fahrgäste und wurden direkt vor der Tür unserer angesteuerten Adresse abgeladen. Der Fahrer selbst schien indischer Abstammung zu sein. Südafrika, als ehemalige englische Kolonie, ist ein internationales Land geworden. Auf dem Weg erklärte uns der Fahrer die Orte, an denen wir vorbei kamen und wurde hierfür mit einem Tip (Trinkgeld) belohnt. Deswegen hatte er sich ja schließlich die Mühe gemacht.

Was uns sofort auffiel, waren die massiven Sicherheitsmaßnahmen, die an den Häusern angebracht waren. Johannesburg ist eine Stadt mit einer hohen Kriminalitätsrate. Als beliebten Sport konnte man das sogenannte High Jacking, d. h. kombinierter Autodiebstahl und Mord (um die Zeugen auszuschalten) bezeichnen, was gerne bei den Hauseinfahrten begangen wurde. Beliebte Opfer waren die Manager ausländischer Investoren. Auch Petra und Axel waren gut mit Sicherheitsvorrichtungen ausgestattet. Durch Bewegungsmelder und Panic Button wurde ein wohl eher psychologisches Sicherheitsgefühl vermittelt. Die privaten Sicherheitsdienste hatten Hochkonjunktur.

Mit Petra und Axel sprachen wir erst mal über die Heimat und natürlich - Axel war auch Nerother Wandervogel - auch über unseren Bund. Die drei Kids Hans-Georg (2 Jahre), Johanna (3 Jahre) und Julius (5 Jahre) sorgten derweil für die Beschäftigung der zwei Elternteile. In unserer Unterkunft, dem Gästehaus, genehmigten wir uns dann erst mal einen Mittagsschlaf. Abends kamen noch Concordia (interessanter Name) und Herko mit ihrem Sohn Helmut zum Barbeque vorbei. Herko war ebenfalls Nerother Wandervogel, der jedoch in Südafrika groß geworden ist. Axel und Petra waren dagegen erst seit zwei Jahren im Lande. Als Geologe muss man halt mobil sein.

Wir sangen, aßen, tranken und erzählten in den Abend hinein. War es tagsüber angenehm warm gewesen, so wurde es nachts doch ziemlich kühl. Wüstenklima! Johannesburg, die goldene Stadt liegt in den Trockengebieten.

Am Sonntag war bei Beckers Familientag angesagt und wir wurden dazu eingeladen. Axel machte den VW-Bus fertig, Petra schmierte die Brote. Wir luden die Kids ein und los ging es

Richtung Südosten, aus Johannesburg hinaus. Die Skyline der City blieb im Großen und Ganzen das Einzige, was wir vom Zentrum zu sehen bekamen. Gelbe Berge mit den Ablagerungen des Goldabbaus umsäumten die Stadt. An den Randgebieten lagen die Townships der Schwarzen. Einige davon in gehobenen Standard mit kleinen festen Häusern, doch auch viele Slums mit Wellblechhütten.

Im Soikerbosrand Park, einem Hügelzug, rüsteten wir zu einem Spaziergang um einen kleinen Berg herum. Hans-Georg (als Jüngster) wurde in einen Tragerucksack verfrachtet. Die anderen Beiden mussten sich wacker zu Fuß halten. Bei den knappen drei Kilometern kamen die Kinder dann doch nahe an ihre Belastungsgrenze heran. Es herrschte eine trockene Hitze, die uns den größten Teil der Strecke das unangenehme Gefühl eines ausgetrockneten Mundes verlieh.

Bevor es wieder nach Hause ging, hielten wir noch von einem Aussichtsberg am Stadtrand aus Ausschau auf das Häusermeer von Johannesburg. Abends waren wir bei Concordia und Herko zum Essen eingeladen. Axel und Petra blieben zu Hause, sie mussten ihre Kinder versorgen.

Wir mussten früh um 6.30 Uhr aufstehen, denn unser Verbindungsflug ging weiter nach Windhoek in Namibia. Der Flugplatz - der Hauptstadt eines der jüngsten Staaten der Erde - lag etwa 50 km östlich der Stadt in der Mitte vom Nichts, d. h. in der Wüste. Wir standen zwischen Bus- und Taxifahrer, um unseren Transfer zur Stadt zu organisieren. Der Taxifahrer bot uns an, uns zum gleichen Preis des Busses bis vor die Haustür unserer Kontaktadresse zu bringen und so machten wir den Deal mit ihm.

Während er durch das karge, braune und ausgedörrte Land fuhr, kam ich mit ihm ins Gespräch. Er stammte aus Angola und die dortigen ständigen Unruhen hatten ihn dazu bewegt nach Namibia auszuwandern. Er erzählte uns auch, dass im Lande Wassermangel herrsche. Die letzten Regenzeiten waren wohl nicht so ausgefallen wie gewohnt.

Er setzte uns vor Uwes Haus ab, unserem Nerother Wandervogel in Namibia, bei dem wir uns erst am Vortage von Johannesburg aus angemeldet hatten, und das, obwohl wir seine Adresse schon in Deutschland hatten. So war es bei uns Wandervögeln halt schon immer Brauch. Die Hundemeute des Hauses kläffte uns lautstark an. Später erfuhren wir, dass dies an dem schwarzen Taxifahrer gelegen hatte. Bei Weißen würden sie ansonsten leiser bellen. Hier wurden also bereits die Hunde rassistisch ausgebildet.

Das Haus war mit Hunden, Alarmanlage und Elektrozaun im Landestandard gut gesichert. Dennoch hatte ich ein ruhigeres Gefühl in dieser Stadt, als dies in Johannesburg der Fall gewesen war. Wir erfuhren denn auch, dass hier "nur" Diebstahl und noch nicht Mord an der Tagesordnung sei.

Susan, die Frau von Uwe, empfing uns herzlich und wir fühlten uns gleich wie zu Hause. Sie hatte einen sehr fröhlichen Charakter. Es waren noch drei andere Nerother, Fuchs, Camillus und Ulrich aus Deutschland vom Orden der Pachanten, da, die wir dann im Laufe des Tages trafen. Weitere wurden erwartet.

Wir zogen los zu einem kurzen Bummel durch die Stadt. Mein erster Eindruck von der Stadt war äußerst positiv und dieser blieb auch bestehen. Eine gepflegte und saubere Kleinstadt (ca. 180.000 Einwohner), was nicht unbedingt dem afrikanischen Standard der heutigen Zeit entsprach. Alte Häuser aus den Zeiten der ehemaligen deutschen Kolonie, gemischt mit prachtvollen Neubauten, bestimmten das Stadtbild und es gab keine Slumgebiete wie in Johannesburg.

Abends trafen wir dann Uwe, der uns auch herzlich willkommen hieß und schlossen mit ihm einen Deal ab, dass wir seinen 32 Jahre alten Landrover für unsere Tour bekommen würden. Er nannte den Wagen "englische Beutehure", welche schon so manchen Wandervogel durch Namibia gebracht hatte.

Insgesamt blieben wir fünf Tage in Windhoek. Wir sahen uns das alte Fort der deutschen

Schutztruppe und das bekannte Reiterstandbild, das zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden war, an. Von der Heinzburg aus hatten wir einen tollen Blick über die von Bergen umgebene Stadt, über der sich gerade die Sonne senkte.

Im alten deutschen Bahnhof bekamen wir eine interessante Führung durch die Eisenbahngeschichte des Landes geboten, deren Ursprung in der deutschen Kolonialzeit lag. Überhaupt bekundeten noch viele Orte und auch Menschen diese vergangene Zeit, wie z. B. die alte Frau aus dem Souvenirladen, die uns von ihren Vorfahren und der damaligen Schutztruppe berichtete. Die meisten Weißen im Lande hatten ihre negative Einstellung den Schwarzen gegenüber und das Unverständnis für deren Weltbild behalten.

Im Café Central konnte man deutsch essen und alte Fotos aus der Kolonialzeit betrachten. Am häufigsten saßen wir im Café am Uhrturm und beobachteten die Menschen. Die schwarzen Frauen gaben sich mit ihren Haaren besonders viel Mühe, indem sie diese in zahlreiche kleine Zöpfe banden. Die weißen Zähne blitzten auf beim Lachen und die Nasen waren breit. Das Zahlenverhältnis der Rassen war hier im Vergleich zu Deutschland umgekehrt und hier erfuhren wir uns als Weiße mal in der Minderheit.

Beim Präsidentenpalast betrachteten wir uns Pfauen, kurz darauf erschien die bewaffnete Wache mit unerfreulichem Gesicht und wir zogen lieber weiter unseres Weges.

Ich feilschte mit einer älteren Frau für Frank um den Preis einer geschnitzten Giraffe. Als der Preis endlich feststand wollte er das Holztier nicht mehr haben und so wurde ich stolzer Besitzer des selbigen. Auf der Straße fiel uns ein Hund an, der über den Zaun seines eigentlichen Reviers gesprungen war. Vor der erhobenen Giraffe wich er jedoch zurück. So machte diese sich für mich noch am gleichen Tag bezahlt.

Auf dem alten deutschen Friedhof lagen die Helden der kaiserlichen deutschen Schutztruppe. Reiter, Gefreiter, Lokomotivführer oder -heizer, keiner war vor dem Tod fürs Vaterland gefeit.

Die alten Hereo Frauen kleideten sich im Stil der viktorianischen Zeit. Die Hereos, einst von den Deutschen stark dezimiert, betrachteten sich als die "Herrenrasse" in dem Stämme reichen Staat Namibia.

Kulinarisch kamen wir auch in Windhoek nicht zu kurz. In Joes Bar, einer im Irish Pub Stil eingerichteten Kneipe, konnte man Spezialitäten wie Strauß, Springbock oder Kudu essen und Uwe kochte von seinem selbst geschossenen Bergzebra für uns.

Bei Uwe war sturmfreie Bude angesagt und es trafen sich unabgesprochen die Wandervögel bei ihm. Es kamen noch Klaus von den Pachanten, der hier ein dreimonatiges Praktikum bei einem Rechtsanwalt absolvieren wollte, und Gerald von den Goten mit Carsten von den Schwanenrittern, die gerade aus Schwarzafrika (Tansania) kamen und insgesamt für drei Monate auf Tour waren. Mittwochs waren so acht Nerother aus Deutschland, plus sechs der hiesigen, zusammen und wir feierten ein rauschendes Fest, sangen bis spät in die Nacht hinein. Zugegen war auch Heiner Roth, einer von der ersten Stunde des Bundes.

Unsere Abreise verschob sich um einen Tag auf den Freitag, da der alte Landrover noch nicht so ganz in Schuss war. Freitagmorgens mussten wir noch einmal zur Werkstatt, um die Benzinpumpe und das Abblendlicht in Ordnung bringen zu lassen.

Aber dann kamen wir mittags doch noch auf die Straße nach Norden. Wir setzten noch Gerald und Carsten auf ihre Straße nach Südafrika ab und düsten los. Mit dem Landrover zu fahren war reine Muskelarbeit. Er hatte einen extrem großen Wendekreis und die fehlende Servolenkung erforderte unseren Muskeleinsatz. Zwischen den Gängen galt es Zwischengas zu geben, um unschöne Geräusche zu vermeiden.

Wir fuhren Richtung Norden aus der Gebirgskette Windhoeks heraus. Das Land wurde flacher aber auch farbenreicher. Das karge braun der Berge wurde nun abgelöst vom roten Sand und dem Gold getrockneten Grases. Eine Pavianfamilie überquerte vor uns die Straße. Zahlreich waren auch die vielen Warzenschweine, die uns im vorbeifahren vom Weg aus betrachteten. Termitenhügel erhoben sich wie Bäume aus dem Boden.

Mit den knapp 80 km/h, die unser Gefährt schaffte, landeten wir abends in Grootfontein, ca. 500 km nördlich von Windhoek. Hier steuerten wir Peter von Wrede auf seiner Farm außerhalb der Stadt an, den wir als weitere Kontaktadresse erhalten hatten. Trotz Gravelroad und ungenauer Beschreibung erreichten wir in der Nacht unser Ziel. Er saß gerade mit seiner Frau Gundula und einem Jagdgast um ein Lagerfeuer und überlies uns die üppigen Reste des Abendessens.

Die Sterne leuchteten hell und erschienen hier in der Einöde viel näher als z. B. in Windhoek. Wir erkannten klar das Kreuz des Südens und den Skorpion und damit hörte unsere Kenntnis bezüglich Sternbilder auch schon auf. Um vor Schlangen gefeit zu sein, schliefen wir unter einem erhobenen Wassertank an Peters Wasserreservoir, der unglücklicherweise auch noch die ganze Nacht über tropfte. Doch über Wasser sollte man sich in Namibia ja freuen. Das Windrad, zur Förderung des Grundwassers, quietschte durch die Nacht.

Nach dem Frühstück zog der Jagdgast samt Flinte auf Trophäen los und Peter fand Zeit uns noch ein paar Tipps mit auf den Weg zu geben. Es wurde bereits Mittag, als wir uns wieder auf die Strecke nach Norden Richtung Rundu begaben.

Heute war mein Fahrtag und an einer Kontrollstation willigte ich der Bitte eines Polizisten ein, sechs schwarze Anhalter bis Rundu auf der Ladefläche mitzunehmen. Nach Grootfontein wurde das Land ursprünglicher, wir waren im Ovamboland angelangt, d. h. in Schwarzafrika und hatten nun das weiße Farmgebiet hinter uns gelassen. Wir sahen viele Schilfdörfer im Bilderbuchstil, die alle gepflegt und sauber erschienen. Die Menschen tummelten sich an der Straße. Viele Frauen trugen schwere Lasten auf ihren Köpfen. In Rundu kamen wir unbeschadet an und setzten unsere schwarzen Begleiter ab. Anstatt nahmen wir zwei weiße Trampler auf, Norbert aus Deutschland und Toni aus Neuseeland, der für ein halbes Jahr unterwegs war.

Die Fahrt führte nun durch den Caprivi-Streifen und wir bekamen den ersten Plattfuß, so dass wir bereits eines unserer Ersatzräder einsetzen mussten. Am Rande der nächtlichen Straße vernichtete ein Buschfeuer die ausgetrocknete Vegetation. Die Wärme der Straße in der kalten Nacht zog die Rinder auf die Fahrbahn und so musste ich ein paar gewagte Ausweichmanöver fahren.

Lebend erreichten wir dann jedoch unseren Campground am Okavango Fluß bei den Popa Falls. Über Nacht hatten wir dann den zweiten Plattfuß bekommen. Unser neuseeländischer Trampler zog schon mal zum trampeln auf die Straße, denn er war in Zeitdruck, während wir eine Reifenwechsel Aktion vollzogen, um auf einer Achse etwa gleich abgefahrene Räder zu haben.

Die Werkstatt in Bagani war eigentlich ein Schrottplatz, auf dem drei Schwarze mit provisorischen Mitteln die Autos in Schuss hielten. Es war erstaunlich zu erfahren, mit welchen Mitteln sich hier im Lande beholfen wurde. Wir ließen uns einen der platten Reifen flicken und erwarben einen neuen gebrauchten, bzw. besser ausgedrückt sehr gebrauchten hinzu. Allein diese Reparatur war ein Erlebnis.

Es ging weiter Richtung Katima Mulilo und wir lasen wieder Toni an der Straße auf. Die Fahrt auf den Straßen, die gerade in den Horizont führten, war recht eintönig. Für Abwechslung sorgten die Herden der Langhornrinder, die gerne auch mal die Straße überquerten und durch ein Hupen bei diesem Unterfangen beschleunigt werden mussten. An der Straße zogen sich auch viele Dörfer der Stämme dahin. Lachende Kinder winkten uns zu. Die Frauen trugen ihre Babys und Kleinkinder in Tüchern auf dem Rücken oder an der Seite. Eine Beziehungsebene Trageweise. Kleine Windrosen wehten überall vereinzelt durch die Buschlandschaft.

Der von der EG finanzierte Teer Pad hatte sich mittlerweile wieder in eine Sandpiste verwandelt. Wir zogen eine lange Staubfahne hinter uns her. Bei Gegenverkehr hieß es rechtzeitig die Lüftungslöcher und Fenster zu verschließen, bei überholenden Fahrzeugen

musste zusätzlich der Finger an die Windschutzscheibe gehalten werden, um Risse von zurück geschleuderten Steinen zu vermeiden. Toni und Norbert wurden hinten auf der Pritsche des Pick Up's ganz schön durchgeschüttelt.

Auf der Strecke besichtigten wir noch ein Museumsdorf der Himbas und bekamen Bräuche und Gerätschaften des schwarzen Volkes vorgeführt. Nach dieser Besichtigung sahen wir die Dörfer viel genauer, erkannten z. B. den Hühnerstall und das Vorratshaus. Abends erreichten wir dann Katima Mulilo und in der Zambesi Lodge ließen wir bei einem gepflegten Bier und gutem Essen den Tag ausklingen.

Ab Katima Mulilo ging es wieder auf einer Sand Pad weiter. In Ngoma überquerten wir die Grenze nach Botswana. Die Fahrt durchs Chemiebad mit dem Wagen, eine verdreckte Pfütze, und das Abtreten eines alten, auch mit Chemikalien getränkten Lappens sollte dem Einführen der Maul- und Klauenseuche vorbeugen.

Die Fahrt nach Vic Falls in Zimbabwe ergab eine reine Schreiborgie. An allen Grenzstationen galt es Ein- und Ausreiseformulare auszufüllen, sowie Zeilen in Büchern für den Wagen, die wahrscheinlich nie einer kontrollieren würde. Hinzu kam noch der Gobe Nationalpark in Botswana, den wir Transit durchfuhren und ich auch die Ein- und Ausfahrt in ein Buch eintragen musste. Als Fahrer hatte ich die meiste Schreibarbeit. Dafür sahen wir als eine Art Entschädigung im Park unseren ersten Elefanten.

Vic Falls erreichten wir am späten Nachmittag und wir quartierten uns auf dem zentralen Campingplatz ein. Die Stadt glich einem Touristenmekka und es wimmelte hier nur so von Engländern. Allgemein herrschte der Nepp. Überall bekam man Schwarztauschgeschäfte angeboten, wobei wir hier bereits vor Betrug und dem vertauschen von Geldbündeln gewarnt worden waren. Aus unserem Landi lief heute zur Abwechslung mal Benzin aus. Er war wirklich sehr anfällig.

Es war unmöglich die Straße entlang zu gehen, ohne mehrmals von Souvenirverkäufern angehauen zu werden, was in Namibia z. B. nie vorkommen war. Gut entwickelt waren Geschäfte wie Rafting auf dem Zambesi oder Bungee Jumping von der Grenzbrücke zwischen Zimbabwe und Zambia. Trotz diesem Rummel kamen wir gut zurecht. Wir trafen Diddi, einen deutschen Aussteiger, der sich in Afrika angesiedelt hatte und Safari Touren anbot und organisierte. Er war gerade mit einer Gruppe auf Tour.

Abends gingen wir zusammen in eine Kneipe in der Nähe des Campingplatzes. Eine Gruppe arbeitsloser Schwarzafrikaner führte traditionelle Gesänge und Tänze auf, um sich ein paar Zimbabwe Dollars zu verdienen. Zurück auf dem Camping Platz zerlegten abends die kleinen Meerkatzenaffen, einen Campingwagen, dessen Besitzer ihre Sachen achtlos stehen gelassen hatten.

Morgens, bevor Leben auf dem Zeltplatz eintrat, zog eine Horde Paviane über den Platz, um die Mülltonnen zu plündern und was sonst noch in greifbarer Nähe war. Beim Toilettengang wollte ein Pavian durchs Fenster springen, ich boxte ihn wieder hinaus und er zeigte mir seine beeindruckenden Zähne.

In aller Frühe, bevor sich die anderen Touristenhorden in Bewegung setzten, brachen wir zu den Victoria Fällen auf. Die Fälle, die ca. 100 m in die Tiefe fielen, waren beeindruckend, obwohl durch den Wassermangel des Zambesi nur etwa ein Viertel der Fallstrecke in Aktion war. Zur Regenzeit müssen sie gigantisch wirken. Wir wanderten die Fälle auf der zimbabwischen Seite entlang.

Von der Brücke, die über den Zambesi führte und Zimbabwe und Zambia verband, stürzten sich die Todesmutigen, an Seilen festgebunden, in die Tiefe. Bungee Jumping ist IN. Allein vom zusehen kamen uns starke Zweifel an dem Sinn solcher Mutproben.

Wir liefen den Zambesi aufwärts durch den dünnen Streifen Regenwald, der den Fluss optisch vom trockenen Land trennte. Eine Büffelherde erregte unser Aufsehen. Fast trat ich auf ein kleines Krokodil, das gut getarnt in einem Ausläufer des Zambesi lag und sich nicht

rührte. Paviane und Meerkatzen tummelten sich zu Hauff im Schatten der Bäume.

Die Hitze war so trocken, das schon nach kurzem Marsch der Mund total ausgetrocknet und klebrig wirkte. In der Azambesi Lodge fanden wir kühle Getränke, ein hervorragendes Büffet und relaxten und kühlten uns ab am Swimming Pool.

Ein Shuttle Bus des Hotels brachte uns nach dem Schichtwechsel im Hotel zurück zur Stadt. Wir stiegen zuerst ein. Kurz darauf erstürmte die abgelöste Belegschaft den Bus. Die Schwarzafrikaner waren ausgelassen und wir hatten viel Spaß. Der Busfahrer musste einige energisch zurückweisen, da nicht mehr mitfahren durften, als Sitzplätze vorhanden waren. Ein afrikanischer Bürokrat. Der Rest musste laufen.

Das Viktoria Falls Hotel, ein übrig gebliebenes Relikt aus der britischen Kolonialzeit, war eine Besichtigung wert. Von der Gartenanlage aus hatte man einen herrlichen Blick auf die Zambesi Brücke. Bei der Tea Time konnte man sich die alten englischen, noch lebenden Mumien betrachten, die hier abstiegen waren.

Abends zogen wir noch einmal mit dem Schwaben Diddi und seiner Gruppe zum Essen. Wieder trat eine schwarzafrikanische Gruppe, diesmal professionell in Baströcken auf. Die Qualität dieser Touristengruppe war jedoch kaum mit dem Freestyle der Gruppe des Vortages zu vergleichen. Der Tag klang in der Kneipe am Camping Platz aus.

Unsere Vierergruppe trennte sich wieder. Toni und Norbert zogen weiter nach Mosambik, Frank und ich steuerten zurück Richtung Namibia. Der Grenzübertritt nach Botswana war wieder mit einem Chemiebad für Reifen und Schuhwerk verbunden. Im Gobe Nationalpark war heute das Wild aktiver. Wir sahen eine Kuduherde und eine - mit 20 Mitgliedern - relativ kleine Elefantenherde. Nicht desto weniger beeindruckend.

Wir hatten den Nachzügler erst spät bemerkt, der sich vor unserem Wagen platzierte, die Ohren anwinkelte und einen Trompetenstoß losließ. Ich legte sicherheitshalber mal den Rückwärtsgang ein, doch glücklicherweise zog er dann doch weiter. Grundsatz Nummer eins im Busch ist, wenn ein Tier seinen Weg gehen will, mach ihm Platz.

Wir nahmen Mars, einen englischen Trumper, auf unserer Pritsche bis Bagani mit. Er wollte weiter nach Windhoek, wir jedoch wollten die Nacht in Botswana im Okavango Delta in der Fishing Lodge bei Shagawe verbringen. An der Grenze erwartete uns wieder jede Menge Schreivarbeit. Die Abwicklung geschah auf namibianischer Seite in einer kleinen Hütte, in Botswana dagegen wurde die Station zu einer großen ausgebaut mit einer großen Parkplatzfläche und das alles in der Mitte vom Nichts.

Dagegen schien der Straßenbau hier ökonomischer betrieben zu werden. Die Straßen wurden einspurig geteert und bei Gegenverkehr, der nicht allzu häufig vorbei wollte, musste man zur Hälfte auf die Gravelroad ausweichen. Das Straßennetz in Botswana war dafür jedoch viel umfangreicher ausgebaut, als z. B. das in Namibia, wo zweispurig ausgebaut wurde.

Eine versteckte Pad an Eingeborenendörfern vorbei führte zur Fishing Lodge, direkt am Okavango Delta, und war nur durch die Beschilderung zu finden. Eine ausgewanderte Britin begrüßte uns freundlich und verwickelte uns bei einem Bier in einen Small Talk. Die Lodge war ein guter Tipp von Peter, unserem österreichischen Farmer in Namibia, gewesen.

Morgens brachen wir, direkt nach dem herrlichen Sonnenaufgang, mit Führer und Boot ins Delta zu einer Rundfahrt auf. In der kühlen Stille des Morgens waren die Vögel aktiv, die hier in großer Vielfalt anzutreffen waren. Ein Fischadler kämpfte mit Milanen, die durch diese List mit einer Umgehungstaktik der Verbündeten an sein Nest und die Eier wollten. Doch die Mutter saß noch hütend vor der Brutstätte.

An einer anderen Stelle fand ein weiterer Kampf zwischen einem Fischadler und einem gewaltigen Greifvogel statt, der den Adler um ein weites an Spannweite übertraf. Unser Bootsführer kaufte von Einheimischen, die mit ihren Einbäumen auf Morgenfang waren, zwei Fische ab. Mit einem Stück Schilf durch den Magen sollten sie an der Wasseroberfläche

bleiben. Per Pfiff rief er die Seeadler zu sich und wir konnten schöne Fotos machen, während sie sich die Fische schnappten.

Unser Führer machte uns darauf aufmerksam, dass wir über ein Flusspferd, ein Hippo gefahren waren. Nach näherem Umsehen tauchte denn auch ein Glupschaue auf der Wasseroberfläche auf, das Flusspferd blieb jedoch im Wasser versteckt. Durch die Kauleiste dieser Giganten kommen im Süden Afrikas mehr Menschen ums Leben als durch jedes andere Tier. Besonders gerne sollen sie sich die Einbäume der Einheimischen schnappen. Einen Hippo in voller Körpergröße sahen wir leider nicht, lediglich ihre Rufe begleiteten uns aus dem Schilf heraus. Es sind sehr scheue Tiere, die auch nur aus reinem Angstgefühl heraus töten, denn eigentlich sind sie ja Pflanzenfresser.

Mit dem Ansteigen der Tageshitze wurden auch die Krokodile aktiver. Die großen verschwanden schnell im Wasser, sobald der Motor des Bootes gedrosselt wurde, während die kleineren oft unvorsichtig länger auf den Sandbänken verweilten. Bei der Rückkehr zum Camp war dieses von roten Vögeln bevölkert.

Wir fuhren wieder zurück nach Namibia. Unser Tagesziel war Peters Halberstadtfarm bei Grootfontein. Wieder in Namibia, nach dem Erledigen der Grenzformalitäten mit dem aufwendigen Schreibkram, ließen wir uns diesmal etwas mehr Zeit für den Mahango Game Park im Caprivi Streifen. Am Vortag waren wir ja aus Zeitgründen direkt durchgebraust. Wir sahen unsere ersten Strauße und ein paar Kudus mit stolzen Geweihen. Von Elefanten zeugte nur eine breitgetretene und kotbedeckte Straße.

Zwischen Rundu und Grootfontein passierten wir dann wieder die vegetarische Grenzkontrolle des Landes und verließen das Okavango Land und somit Schwarzafrika. Wir waren wieder im weißen Farmgebiet. Peter von Wredes deutscher Jagdgast hatte seine Trophäen erlegt und war wieder gen Heimat gezogen und so bekamen wir diesmal das Gästehaus zur Verfügung gestellt.

Auf der Farm hieß es, wie auf den meisten in Namibia, ohne Strom auszukommen, denn der Generator wurde nur im Ausnahmefall angeworfen. Kerzen und Spirituslampen sorgten für Licht. Heißes Wasser wurde durch den zum Durchlauferhitzer umgewandelten Holzofen erzeugt und Gundula kochte für uns ihre Kudusuppe auf einem Holzküchenofen aus Großmutterns Zeiten. Man kann auch ohne Strom leben. Der Kühlschrank wurde durch Gas betrieben, damit es zumindest kaltes Bier gab.

Die weißen Farmer in Namibia waren alle mehr oder weniger kleine Rassisten. Ein Problem, das durch die konträren Weltanschauungen zweier Volksgruppen entstanden war. Während uns Peter durch sein weitläufiges Farmgelände fuhr, seine drei Farmen umfassten ca. 30 tausend Hektar Land, ein Windrad für eine der Wasserpumpen reparierte und seiner Mitarbeiter Arbeit begutachtete, erzählte er uns Geschichten über sein Leben in Südwest Afrika, wie er Namibia noch nannte.

Er erzählte uns Geschichten aus dem Angola Krieg, den Südafrika über 20 Jahre an der Grenze zum kommunistischen Nachbarn geführt hatte. Von dem Sexualverhalten der Schwarzen und der mit 60 % hohen Aidsrate der Schwarzen in Namibia. Von der Unzuverlässigkeit des schwarzen Arbeiters, der, wenn er keine Lust mehr hat einfach geht und von Schwarzen, die aus Südafrika kamen, um im Caprivi-Streifen andere Schwarze zu killen, um deren Geschlechtsorgane zu Medizin zu verarbeiten, die sie dann in Johannesburg an die reicheren Schwarzen verkauften. Die Stämme der Schwarzen waren untereinander sehr verfeindet. Nur das eigene Leben zählte.

Und Peter erzählte uns von der Taktik der kleinen Wehrgemeinschaft auf seiner Farm gegen die übliche Sitte der Schwarzafrikaner zum Rinderdiebstahl. Hierzu suchte er sich seine Männer aus verfeindeten Stämmen aus. Nichts verbindet seiner Ansicht nach so sehr wie ein gemeinsamer Feind. Seine Männer waren alle mit Funk ausgestattet. Ein Posten lief die Grenze ab, dem wir ein Fass Wasser ablieferten. Sein Vorarbeiter nahm eine Flasche Strychnin entgegen, um bei einem Scheinposten vergiftetes Essen hinzustellen zur

Verlockung für unbefugte Schwarzafrikaner.

Peter selbst war mit einem Revolver bewaffnet und sagte uns, dass er einen Rinderdieb sofort erschießen würde. Informationen über seine Gegner bezog er durch eine bezahlte Prostituierte aus Grootfontein und zur Polizei hatte er einen besonderen Draht. Eine ausgeklügelte Strategie, die sich der ehemalige Offizier der südafrikanischen Armee da ausgedacht hatte. Harte Sitten in einem harten Land. Für uns klang das alles ziemlich unwirklich, zumindest für das 20. Jahrhundert und auch der Kommentar von Uwe, dem Städter aus Windhoek, war: "Der Donau Kaffer hat sie nicht mehr alle". Also auch hier nur wenig Verständnis für den ausgewanderten Österreicher, der sich als Farmer in Namibia durchs Leben zu schlagen versuchte.

Nach einem langen Tag saßen wir nach dem Abendessen gemeinsam in Peters Wohnzimmer und sangen Fahrtenlieder bis spät in die Nacht hinein. Peter selbst war Führer einer hiesigen Pfadfindergruppe und Gundula, die ca. 30 Jahre jünger als ihr Mann war, Mitglied bei den Fahrenden Gesellen in Deutschland, ebenfalls eine bündische Gruppierung.

Als nächstes Ziel steuerten wir den Etosha Nationalpark an. Ein riesiges Wildreservat im Norden des Landes. In Namutoni, direkt nach dem Eingang zum Park, quartierten wir uns auf dem Camping Platz für die Nacht ein. Im Park selbst durfte man sich nur von Sonnenauf- bis -untergang aufhalten. Wir fuhren schon mal ein paar Wasserlöcher ab, auf welche die Tiere während der jetzigen Trockenzeit besonders angewiesen waren.

Die Zahlhaltigkeit der Tiere war überwältigend. Im Park sahen wir Elefanten, Zebras, Giraffen, Springböcke, Antilopen, Gnus, Strauße, Warzenschweine, Schakale, Löwen, Nashörner, Kudus, Hartebeester und eine Vielzahl verschiedener Vogelarten.

Während der Großteil der Pflanzenfresser in der Lage war, sich ein Wasserloch zu teilen, trank der Löwe alleine. Eine Riesentrappe erhob sich mit ihrer großen Spannweite vor unserem Wagen. Es hieß, dass sie allgemein lieber gehen als fliegen.

Wir beobachteten einen wunderschönen Sonnenuntergang auf dem Turm des Namutoni Forts, einem wiederaufgebauten Fort der ehemaligen deutschen Schutztruppe zum Schutz des weißen Farmgebietes und des schon damals vom deutschen Konsul eingerichteten Wildreservates. Im kleinen Museum konnte man militärische Ausrüstungsgegenstände und Fotos aus alter Zeit betrachten und wurde über den heldenhaften Kampf sieben deutscher Landser informiert, die einen Angriff von 500 Hereos zurückschlugen und sich dann während der Nacht absetzten, woraufhin das Fort zerstört wurde.

Am Folgetag fuhren wir die Wasserlöcher auf dem Weg zum Rastlager Okaukuejo, am anderen Ende des Parks, ab. Die edlen Giraffen hatten die Gunst, die Bäume von oben abgrasen zu können. Scheu näherten sie sich den Wasserstellen. Sie tranken mit gespreizten und eingeknickten Beinen und waren in dieser Stellung am meisten gefährdet.

Wo die massiven Elefanten sich breit machten, war kaum noch Platz für andere. In Gruppen stürzten sie sich ins kühle Nass. Die Mutter blies dem Kalb mit dem Rüssel Wasser über den Kopf, nur damit dieses sich kurz darauf wieder im Sand suhlen konnte.

Flink waren die zarten Springböcke, die am häufigsten im Park anzutreffen waren. Einige können bis zu zwei Metern hoch springen. Eine Zebraherde tobte sich an der Wasserstelle aus und vertrieb die zwei Fremdkörper der Warzenschweine. Schön anzusehen waren auch die Oryxantilopen mit ihren spitzen, gewindebohrerartigen Hörnern. Weitere Grasfresser, die häufig anzutreffen waren, waren die Kudus mit ihren Korkenzieherhörnern und Gnus, die meistens in einer Herde durch die Steppe zogen.

Am Horizont leuchtete wie eine Fatamorgana die große Salzpflanze des Parks, ein ausgetrocknetes Seebett, dessen salzhaltige Ablagerungen den Boden grün färbten. Zur Regenzeit, wenn die Pflanze denn auch mit Wasser gefüllt ist, soll es hier von Flamingos wimmeln.

In Okaukuejo nahmen wir erst mal ein Bad im Pool, der Tag war heiß und trocken gewesen und die Pad heute extrem staubig. Am Büffet des Restaurants gab es Krokodilgeschnetzeltes. Eine Spezialität für neugierige Feinschmecker.

Okaukuejo war auch bekannt für seine beleuchtete Wasserstelle, super geeignet um Tiere, die sich durch das Licht nicht gestört fühlten, in der Nacht zu beobachten. Der Schauplatz blieb anfangs leer, nur die Fledermäuse schwirrten im Schein der Lampen auf der Jagd nach ihrer kleinen Beute, denn das Licht zog natürlich auch viele Insekten an.

Nach einer Weile näherte sich ein Spitzmaulnashorn der Wasserstelle, während eine Giraffe zögernd im Hintergrund verweilte. Vorsichtig umstreifte das Nashorn erst mal die Wasserstelle ein paar Mal, nach Gefahr Ausschau haltend, bevor es langsam zu trinken begann. Ein zweites Nashorn aus einer anderen Richtung, Renozoorosse sind Einzelgänger, betrat den Schauplatz.

Mittlerweile hatte sich auch die Giraffe, sich ebenfalls vorsichtig umblickend, ein gutes Stück der Wasserstelle genähert. Im Hintergrund wurden die Schatten vier weiterer Giraffen sichtbar, die sich abwartend verhielten. Nashorn Nummer zwei verjagte erst mal die Giraffe und es dauert lange, bis diese sich wieder zum trinken abknien konnte. Ungehindert kamen dagegen die kleinen Schakale zur Wasserstelle. Nashorns Nummer eins verschwand derweil wieder und die folgende Giraffenfamilie hatte sich ein gutes Stück genähert. Auch diese wurde erst ein paar Mal von dem Nashorn vertrieben, bevor sie zum trinken gelangten. Schließlich hatten doch noch alle ihren Durst gestillt und verschwanden in verschiedene Himmelsrichtungen. Es kehrte wieder Stille auf dem Schauplatz ein.

Am nächsten Tag verließen wir wieder den Park, es war mal wieder nötig unseren alten Land Rover in Outjo in die Werkstatt zu bringen. Ein Bolzen der vorderen Radaufhängung war abgebrochen. Beim Abmontieren des Rades brachen prompt zwei weitere gleich mit ab.

Die Mittagspause der Werkstatt verbrachten wir im deutschen Cafe, im Allgemeinen war der Ort sehr deutsch geprägt, bevor es mit dem Schweißakt weiterging. Es war schon erstaunlich, mit welchen Mitteln sich in diesem Lande weiter beholfen wurde. Ein kleiner Schrottplatz schien das Ersatzteillager einer jeden Werkstatt zu sein.

An diesem Tag erreichten wir noch Khorixas, wo der schwarze Verkäufer des Bottle Stores in Deutsch antwortete und verloren prompt wieder einen der gerade angeschweißten Bolzen.

Für die Weiterfahrt suchten wir uns die am besten zu befahrene Gravelroad über Uis Myn aus. Das Land erstrahlte golden im Sonnenlicht. Frank machte ein Foto von Schwarzafrikanern auf einem Pferdekarren und wurde daraufhin von der Mama zur Kasse gebeten. Wir fuhren um den massiven Brandberg, den höchsten Berg Namibias, dessen Spitze sich in den Wolken verbarg. Die Vegetation wurde immer spärlicher und verwandelte sich nach Uis Myn gänzlich in eine Sanddünenlandschaft. Die Hitze ließ weite Teile des Horizonts wie Seen glitzern.

In Cape Cross, dem Punkt, an dem der erste Europäer, ein Portugiese, die Küste Namibias betrat, hatte sich eine Robbenkolonie angesiedelt. Bis zu hunderttausend Tiere waren hier auf den Felsen verteilt. Ein Schakal umstreifte die Kolonie auf der Suche nach Kadavern. Es stank fürchterlich nach Tran, wie in einem Schweinestall, und die Robben blökten wie Schafe.

Interessant war es, ihre Gangart auf den vier Flossen zu beobachten. Mütter säugten ihre Kälber und die meisten lagen einfach faul auf einem Stein in der Sonne und ließen sich ihren Pelz trocknen. Ein älteres Tier verjagte ein jüngeres von seinem Platz. Andere tobten sich in den hohen Wellen des Atlantiks aus.

Am Abend erreichten wir Swakopmund, die alte deutsche Hafenstadt, die als Alternative zu dem zu Südafrika gehörenden, benachbarten Tiefseehafen Walvis Bay errichtet wurde. Wir quartierten uns im Cafe und Backpackers Camelion im Zentrum ein. Ein stilvoll eingerichtetes Domizil deutscher Aussteiger.

Swakopmund war als alte Kolonialstadt im Ganzen noch sehr deutsch geprägt. Die alten Gebäude kündeten davon und die dominierende Sprache war deutsch. Unter dem Fakt, das der benachbarte Tiefseehafen Walvis Bay zu England, bzw. später zu Südafrika gehörte, musste Swakopmund als schlechter Hafenersatz dienen. Die Schiffe mussten auf der Reede entladen werden. Der kurz vor dem Zusammenbruch stehende Steg kündigt noch von dieser Zeit.

Sehr informativ und gepflegt war das kleine deutsche Museum an der Uferpromenade, das sogar schon von unserem Kanzler Kohl besucht worden war. Es informierte über die Kolonialzeit, die Eingeborenen und die Tier-, Pflanzen-, Gesteins- und Rohstoffwelt Namibias.

Swakopmund war ein schöner Badeort, eine Oase in mitten der Wüste. Palmen säumten den Strand, die Straßen oder das alte Marinedenkmal. Es war stürmisch während wir in der Stadt verweilten und der Sand peitschte uns ins Gesicht. Bei Uwes Mutter im Cafe Treffpunkt gab es deutschen Kuchen zum Frühstück, in Kükis Pup Straußen- und Oryxantilopensteak, sehr schmackhaft.

Die Fahrt ging weiter in die Namibwüste, die älteste Wüste der Erde. Wir hatten in Swakopmund noch Gill, einen Franzosen aufgeladen, der seit zwei Jahren durch Europa und Afrika mit dem Fahrrad unterwegs war. Auf der Sand Pad hatte er keine Lust zum radeln, deswegen wollte er mit uns fahren. Wir machen einen Zwischenstop in der Hafenstadt Walvis Bay, wo Frank einen alten Friedrichsdorfer (unser Heimatort) besuchte, den seine Oma als Kindermädchen großgezogen hatte. Wir bekamen den beeindruckenden Flamingostrand gezeigt, wo ca. 100.000 Vögel die Küste bevölkerten, sowie einige Firmen der Stadt, wie z. B. die Weinabfüllanlage.

Der Namib Naukluft Park war an seinem nördlichen Ende, wo wir ihn heute durchfahren, eine flache Sandwüste. Vereinzelt ragten noch einige Felsmassive heraus, die noch nicht zu Sand verarbeitet worden waren. Straßen führten in die Unendlichkeit und die Sonne brannte erheblich wärmer, bzw. es fehlte der kühlende Wind der Küste.

Gegen Ende des Parks ging die Landschaft in ein Schiefergebirge über, eine kahle und beeindruckende Mondlandschaft, die wir durchfahren. Wir beobachteten eine Pavianfamilie, welche die Felsen erkletterte, es musste also Wasser in dieser Wüste geben, das Leben ermöglichte. Dann erreichten wir Uwes Domizil, die Schlesien Farm. Seine Farm war ein mehrere tausend Hektar großes Areal, das er für seine Schafzucht benötigte. Wir fragten uns, wie die Tiere von den wenigen Büschen dieser Steinwüste leben konnten. Der Blick von der Veranda verdeutlichte die Weite des Landes. Leuchtend ging am Horizont die Sonne unter. Wir verweilten zwei Nächte und legten einen Lesetag ein. Gill war derweilen mit seinen Fahrrad weitergezogen..

Danach ging es weiter nach Sossusvlei, weiter südlich zurück in den Namib Naukluft Park. Hier befanden sich die höchsten Sanddünen dieses Planeten. Bizarr erhoben sie sich von der Abendsonne dunkelrot angestrahlt links und rechts des Tales. Die letzten Kilometer waren nur per Fourwheeldrive durch den Fließsand zurückzulegen. Oryxantilopen und Springböcke suchten Schutz im Schatten der Bäume, die im Tal standen. Es musste hier einen unterirdischen Wasserlauf geben, denn das Tal war bewachsen. In der Namib Wüste gab es viele unterirdische Gewässer. Wir erstiegen zum Teil die berühmte Düne 45, um ein paar Heldenfotos zu schießen. Ein nicht leichtes Unterfangen eine Sanddüne zu ersteigen, Rückzugs glitt ich ein Stück am Hang hinab, um die Zeit zu verkürzen, denn der Mund war bereits kritisch ausgetrocknet. Teile des roten Sandes, der sich in den Schuhen sammelte, habe ich noch heute in den selbigen.

Die Nacht verbrachten wir auf einem Farmgelände in der Nähe von Büllsport. Der deutsche Farmer erkannte unsere Bedürfnislosigkeit und wies uns einen schönen geschützten Platz, von Bergen umgeben, bei einer alten Polizeistation zu, von der nur noch ein paar verfallene Mauern standen. Flackernd brannte das Feuer mit dem Kamelholzdorn-Holz und hell

erleuchtet standen das Kreuz des Südens und der Skorpion am Himmel.

Wir waren zurück in Windhoek und nach dem ersten Begrüßungsbier gingen wir daran den Staub der letzten Tage zu entfernen. Der Landrover wurde geputzt, eine Dusche erfrischte den Körper und der Gestank der Klamotten wurde durch die Technik einer Waschmaschine entfernt. Für den Abend war Gemütlichkeit angesagt beim Barbeque und bei ruhigen Liedern mit Uwe, Susan, Kerstin, Klaus, Frank und mir.

Wir hatten noch einen Tag in Windhoek, bevor uns ein Bus weiter nach Süden nach Cape Town bringen sollte, zum schönsten Ende der Erde. Der Tag wurde genutzt um ein paar Erinnerungsstücke wie geschnitzte Tiere oder ein Zebrafell zu erwerben. Teile die sich gut an der Wand des Heimes in Deutschland machen würden, um von fernen Ländern zu künden. Nach einem Abschiedsbier fuhr uns Uwe dann zum Bus.

Der komfortable Überlandbus war die wahre Erholung im Vergleich zu dem alten Landrover. Fast ohne Fahrgeräusche fuhr er in die Nacht hinein und überholte alles was sich ihm vor den Weg stellte. Die Musik erschallte in guter Qualität und ließ einen gut relaxen und über den Service mit Gratisgetränken konnten wir auch nicht klagen, nur der Videofilm ließ in der Bildqualität etwas zu wünschen übrig.

Zum Beine vertreten dienten zwei Stopps und das Schlangestehen an den Grenzstationen von Namibia nach Südafrika, wo mal wieder Schreibkram zu erledigen war. Knapp 18 Stunden brauchte der Bus für die ca. 1.500 km von Windhoek nach Cape Town. Je näher wir dem Kap kamen, desto grüner wurde es und auch das Wetter wurde schlechter, es regnete. Orangenhaine säumten den Weg, es schien gerade Erntezeit zu sein, denn viele Bäume waren bereits fruchtlos. Die vergessenen Apfelsinen leuchteten Orange am sonst tiefgrünen Baum. Ein herrlicher Anblick war die Fahrt durch die Zedernberge, die uns an die Alpen Europas erinnerten. Wir fuhren in Cape Town ein, das malerisch unterhalb des Tafelberges lag.

Am Busbahnhof warteten schon die aufdringlichen Taxifahrer auf ihre Opfer. Sie erschienen uns nur wenig seriös und so informierten wir uns erst mal bei der nahegelegenen Touristeninfo über ein Backpackers als Unterkunft und erreichten sogar, dass wir abgeholt wurden. Es war Feiertag und es regnete. Ich, noch geschlaucht von der langen Busfahrt, nutzte den Rest des Tages zum relaxen, während Frank einen Museumsrundgang einlegte.

Wir hatten drei volle Tage für Cape Town und seine Umgebung. Den Samstag als Abflugtag nicht eingerechnet. Den ersten nutzten wir für einen Stadtrundgang durch die Weltmetropole am Ende Afrikas. Alte Gebäude aus der Kolonialzeit mischten sich mit neuzeitlichen Wolkenkratzern und gingen doch harmonisch ineinander über, wie in Windhoek, nur eine Dimension größer.

Wir besahen uns die alte Feste, dereinst von den Holländern erbaut und ein gut ausgestattetes Aquarium im erst neu entstandenen Amüsierviertel der Waterfront, direkt am Hafen. In diversen Restaurants aßen wir mal wieder afrikanische Spezialitäten wie Kudu, Springbock oder Strauß. Die überfüllten Shuttlebusse verkürzten die manchmal etwas längeren Distanzen. Der Tafelberg wirkte in der nächtlichen Beleuchtung mysteriös.

Einen weiteren Tag investierten wir dafür, um den Gipfel des Tafelbergs zu erwandern. Eine kleine überfüllte Seilbahn ohne Fenster überbrückte die knapp 1.000 Höhenmeter Steilwand. Ein schwindelerregendes Gefühl für manchen Fahrgast. Vom Gipfel aus hatte man einen beeindruckenden Überblick über das Häusermeer Cape Towns, die langgezogene Bucht mit den Bergen im Hintergrund. Flach lag Robben Island, ehemals Häftlingsmetropole auch für Nelson Mandela, im Meer. Manchmal erlaubte eine Lücke in der Nebeldecke einen Blick auf die Ausläufer des Kaps, wo indischer und atlantischer Ozean sich vereinten.

□

Freitags, den Tag vor unserem Abflug, hatten wir mehr Glück mit dem Wetter. Die Sonne

lachte uns wieder und der wärmende Pullover konnte in der Herberge bleiben. Wir hatten uns einen Wagen für den Tag gemietet und steuerten als erstes Ziel die berühmte Weinstadt Stellenbrosch am Fuße des Gebirges an.

Im Vergleich zu Deutschland, wo die Erntezeit noch bevorstand, waren die Rebstöcke hier kahl und in der Ruhezeit. Das Stadtbild Stellenbroschs ergab sich aus dem Stil der einstigen niederländischen Kolonialisten, der Buren oder auf Deutsch Bauern. Auf der Weinroute rund um die Stadt besuchten wir Weingüter und labten uns an dem köstlichen Nass. Volle Weine wurden hier erzeugt, die meist trocken ausgebaut waren. Wo die Sonne es gut meint!

An der Küste des indischen Ozeans ging es dann Richtung Kap. Surfer paddelten sich in die hohen Wellen hinaus. Zum Baden war es jedoch allgemein noch zu kalt und so waren die langgezogenen Strände fast menschenleer. Wir erstiegen den Gipfel von Cape Point, dem äußersten Punkt des Kapausläufers und machten ein obligatorisches Foto am daneben liegenden "Cape of good Hope", dem berühmten Kap der guten Hoffnung. Zurück nach Cape Town ging es die Atlantikküste entlang auf einer kleinen malerischen Straße, die in den Berg eingearbeitet war.

Die letzte Nacht unter dem Kreuz des Südens fuhren wir noch einmal zum Fuß des Tafelberges hinauf und staunten über das gewaltige Lichtermeer der Stadt in der klaren Nacht.